

# Wann wird ein Verbrechen eingesehen?

Vom mühsamen Verlernen eugenischer Vorstellungen:  
Dagmar Herzog verfolgt eineinhalb Jahrhunderte deutscher Debatten über den Wert behinderten Lebens.

Den Euthanasiemorden der Nationalsozialisten fielen zwischen 1939 und 1945 an die 300.000 Menschen zum Opfer. Mehrheitlich handelte es sich um psychisch Kranke, geistig oder körperlich behinderte Insassen von Heil- und Pflegeanstalten, deren Leben als „Lebensunwert“ galt. Die unselige Karriere dieses Begriffs begann im Jahr 1920 mit der Veröffentlichung der Schrift „Die Freigabe zur Vernichtung lebensunwerten Lebens“, verfasst von dem angesehenen Juristen Karl Binding und dem nicht minder namhaften Psychiater Alfred Hoche. Zwar gab es seit dem ausgehenden neunzehnten Jahrhundert immer wieder Versuche, Mordgedanken gegen behinderte Personen salonfähig zu machen und das christliche Fürsorgeleitbild zu durchbrechen. Doch erst der schmale Band des renommierten Autorenduos führte zu einer folgenschweren diskursiven Umorientierung und verankerte den Begriff des „lebensunwerten Lebens“ im allgemeinen Sprachgebrauch und kollektiven Denken.

Dieser moralisch-politischen Destabilisierung widmet Dagmar Herzog eines der fünf Kapitel ihrer vielschichtigen Studie zur wechselvollen Geschichte der deutschen Debatte über den Wert des behinderten Lebens. Zudem rekonstruiert die in New York lehrende Historikerin die Vorgeschichte der titelgebenden „eugenischen Phantasmen“, die im nationalsozialistischen Massenmord kulminierten, und

**Dagmar Herzog: „Eugenische Phantasmen“. Eine deutsche Geschichte.**  
Suhrkamp Verlag, Berlin 2024.  
390 S., Abb., geb., 36,- €.

zeigt, wie zählebig diese Ideologie in der Bundesrepublik nachwirkte. Rund 150 Jahre geraten hierbei in den Blick: angefangen bei der Herausbildung einer soliden Infrastruktur an karitativen Einrichtungen von 1870 an, die mit einer Klassifizierung und Hierarchisierung der unterschiedlichen Beeinträchtigungen (nach „Heilbarkeit“ und „Brauchbarkeit“) einherging, über die allmähliche Einbettung des Themas Behinderung in den „rassenhygienischen“ Kontext bis hin zu den Selbstbestimmungs- und Inklusionspostulaten der Gegenwart. Dabei stellt Herzog immer wieder aufs Neue die Frage, welche zeithistorischen und mentalitätsgeschichtlichen Gegebenheiten, Gruppendynamiken, Interessenlagen und Argumente zusammenkommen müssen, damit sich die Paradigmen einer gesamtgesellschaftlichen Debatte in die ein oder andere Richtung verkehren konnten.

Im Fall der diskursiven Neujustierung, die von Binding und Hoche in der Weimarer Republik angestoßen wurde, spielte neben der desolaten wirtschaftlichen Lage auch der gekränkte Nationalstolz nach dem Ersten Weltkrieg eine Rolle. Daher wurde die Öffentlichkeit besonders hellhörig, als die Pflege- und Heilanstalten von den beiden Autoren als enormer Kostenfaktor gegeißelt wurden. Auf Zustimmung stießen auch die sozialdarwinistischen Passagen, in denen Binding und Hoche es als „kontraselektiv“ verdammt, dass die „unheilbar Blödsinnigen“ über Jahrzehnte hinweg „künstlich großgepepelt“ wurden. Der Vorwurf richtete sich ausdrücklich an christliche Lager, die Hauptinstanz der Behindertenfürsorge. Akribisch durchforstet Herzog die bisher kaum erforschten Schriften, in denen Pfarrer, Theologen und Heilpädagogen auf Binding und Hoche reagierten. In einigen dieser Stellungnahmen findet sich aufrechtes Entsetzen und scharfer Widerspruch. Aus anderen spricht Ambivalenz oder als Barmherzigkeit getarnte Befürwortung der Mordidee. So war der Hamburger Geistliche und Anstaltsdi-



Die erste bundesweite Demonstration für Behindertenrechte am Frankfurter Römerberg 1980

Foto Walter Pehle

## Das Kollektiv namens Gesellschaft ist nun einmal illusorisch

Soziologische Aufklärung: Armin Nassehi führt die Gründe ins Feld, warum radikaler gesellschaftlicher Umbau eine Chimäre ist

Muss ein Buch, das die großen Gesten kritisiert, die kleinen Schritte loben? Ja. Muss es darum Enttäuschungen zumuten? Nein. Nicht, wenn diese kleinen Schritte womöglich weiterführen, als man es ihnen zunächst zugetraut hätte. Armin Nassehis „Kritik der großen Geste“ will ein „anderes Nachdenken“ lehren – über die Gesellschaft, den Kampf gegen den Klimawandel und die damit verbundene große Transformation dieser Gesellschaft.

Natürlich ist das ein soziologisch fundiertes Nachdenken, aber Nassehi hat hier ganz ausdrücklich kein akademisches Buch vorgelegt. Es kommt fast ganz ohne Zitate und Literaturverweise aus, stattdessen entfaltet sein Autor sein soziologisches Argument in Form eines engagierten Essays. Weit ausholend, manchmal etwas mäandrierend in der Variation seines Arguments, stellenweise auch polemisch. Aber so hat der Leser Zeit, sich an den äußerst desillusionierenden Befund dieses Buches zu gewöhnen: Dass es aus strukturellen Gründen nichts werden kann mit der großen Geste, dem radikalen Umbau, der ganz schnellen und ganz gewaltigen Transformation der trägen Gesellschaft. Soll das also heißen, dass all diese Anstrengungen und Mahnungen und Appelle zur Mäßigung, zum Verzicht und Opfer für die Rettung des Planeten vergebens sind? Will Nassehi sagen, lassen wir es, das bringt alles nichts?



**Armin Nassehi: „Kritik der großen Geste“. Anders über gesellschaftliche Transformation nachdenken.**  
Verlag C. H. Beck, München 2024.  
224 S., br., 18,- €.

Nein, im Gegenteil, Nassehi schreibt zwar gegen die „Gesellschaftsvergessenheit“ des Denkens in großen Gesten an, aber nicht im Geiste eines „alles vergebens“, sondern als Bekenntnis zu einem trotzig „Dennoch“. Ihn ärgert, dass die Gesellschaft über sich selbst spricht, als gäbe es so etwas wie ein „Wir“, ein Kollektiv, das sich adressieren lasse und zum kollektiven Handeln durch die Androhung von Katastrophen und Untergängen motivieren lasse.

Das ist natürlich auch der Ärger eines Soziologen, dessen Fach immer gelehrt hat, dass solche Steuerungsphantasien in der modernen Gesellschaft notwendig scheitern müssen. Die einschlägigen Begriffe dafür – am prominentesten jener der Komplexität – sind soziologisch auch alte Hüte. Das weiß Nassehi natürlich. Was ihn empört, ist eher der fast vormoderne, also vorsoziologische Rückfall der öffentlichen Diskurse auf den Standpunkt, es müsse doch angesichts der Krise die Selbstbesinnung auf das eine Gemein-

same gelingen, diesen archimedischen Punkt, von wo aus alle in die große Transformation einstimmen könnten.

Wer das behauptet, übersehe eben, dass sich die ungeheure Komplexität der Gesellschaft hinter ihrer ungeheuren Stabilität verbirgt, dem evolutionär erreichten Niveau des Bewährten und Gewöhnten. Gleichzeitig erlaube die Gesellschaft so ziemlich jede Sprecherposition – Moral- und Meinungsunternehmer, Kirchenleute, Intellektuelle, Moralisten, Politiker, Journalisten und Transformationsaktivisten –, die alle etwas gemeinsam haben: Wer sie einnimmt, glaubt für das Ganze sprechen zu können und vergisst auf sträfliche Weise, dass diese Position keinem zur Verfügung steht – auch nicht dem Soziologen, wie Nassehi selbstironisch anmerkt.

Doch irgendwie muss das, was der Soziologe Nassehi hier sagt, doch besser, überlegter, reflektierter sein als die Ansichten der von ihm Kritisierten mit dem „Geschäftsmodell der großen Geste und der zitierten Pose“. Er muss die Sprecherpositionen also hierarchisieren. Das soziologische Sprechen muss die privilegierte Position sein, den anderen Sprechern Illusionen nachzuweisen. Nassehi spricht hier vom „Kairos“, den es zu nutzen gelte, denn „wann, wenn nicht jetzt“ sollte man sich die Struktur der Gesellschaft in ihrem Umgang mit der sichtbar gewordenen Krisenhaftigkeit genauer ansehen? Man könnte das auch als eine Mahnung an Nassehis eigene Disziplin

lesen, denn bisher ist das Interesse der deutschen Soziologie zumindest am Klimawandel sehr bescheiden. Nassehi gehört neben Jens Beckert zu den ganz wenigen Vertretern seines Faches, der diesen Kairos nutzt. Dass er dabei mit der „Illusion des Gemeinsamen“ aufräumt, ist weniger bemerkenswert als die Frage, die er an das politische System stellt: Ob die liberale Demokratie angesichts multipler Krisen überhaupt gerüstet ist, existenzielle Herausforderungen zu bewältigen. Nun ist diese Frage auch schon während der Corona-Krise gestellt worden und hat sich schon da mangels ernsthafter Alternativen als eine rhetorische Frage verraten. Sie wie Nassehi hier dennoch wieder aufzubringen, kann natürlich nur dazu dienen, die liberale Demokratie für die kommenden Herausforderungen besser aufzustellen.

Abgesehen davon, dass die Politik eigentlich nur lösbare Probleme erfindet, weil sie an anderen gar nicht interessiert sei, und politische Kommunikation gar nicht anders kann, mehr an Kausalität zu unterstellen, als sich tatsächlich voraussetzen lasse: Der größte Fehler demokratischer Politik sei ihre immanente Neigung, alle Konflikte als soziale Verteilungskonflikte zu bearbeiten. Klimakrise und Erderwärmung seien aber nicht das Ergebnis eines Verteilungskonfliktes und könnten auch nicht als solcher gelöst werden.

Nassehi sieht hier vielmehr einen Zielkonflikt, und zwar darum, auf welcher

rektor Friedrich Lensch keineswegs der Einzige, der in rhetorischer Absicht die Frage aufwarf, „ob man nicht schon um der Kranken selbst willen sie von diesem Leben, das doch kaum Leben genannt werden könne, befreien sollte“.

Folgt man Herzog, grassierte bereits vor 1933 eine regelrechte „Theo-Biopolitik“ unter tonangebenden Christen, von denen sich die meisten bemühten, dem eugenischen Diskurstrend zumindest auf halber Strecke entgegenzukommen. Symptomatisch für diese Kompromissbereitschaft war die „Treysaer Resolution“. Ein programmatisches Dokument, das 1931 von führenden Vertretern des karitativen protestantischen Dachverbands „Innere Mission“ verabschiedet wurde und als Alternative zum Massenmord an behinderten Menschen deren Sterilisation vorschlug, zunächst noch auf „freiwilliger“ Basis. Als 1934 das nationalsozialistische Gesetz zur Zwangssterilisation in Kraft trat, gelangte dies in protestantischen Heimen mit konfessionstypischem Pflichteifer zur massenhaften Anwendung. Die katholische Seite äußerte offiziell Missbilligung, ließ die Eingriffe aber in ihren Einrichtungen dennoch zu. Ungefähr 400.000 als „erbkrank“ eingestufte Menschen wurden bis 1945 zwangsweise unfruchtbar gemacht.

Die eugenischen Verbrechen des Dritten Reichs werden von Herzog nur knapp behandelt. Umso ausführlicher widmet sie sich der Frage, unter welchen Bedingungen ein Verbrechen überhaupt als solches erkannt und anerkannt wird. Denn damit hatte man es nach 1945 hierzulande ganz und gar nicht eilig, zumindest was die Leidtragenden des nationalsozialistischen Eugenikprogramms betraf. Gemäß dem westdeutschen Entschädigungsgesetz von 1956 wurden nämlich nur jene, die „aus Gründen der Rasse, des Glaubens oder der Weltanschauung“ verfolgt wurden, als Opfer des Dritten Reichs anerkannt. Und die eugenischen Massenmorde und Verstümmelungen wurden, so die heute unvorstellbare, damals aber offizielle Interpretation, aus keinem dieser Gründe begangen.

Dabei hatten die Nationalsozialisten und ihre Vordenker einst selbst unmissverständlich formuliert, dass die „Ballastexistenzen“ beseitigt werden müssten, um aus den Deutschen endlich ein schönes, vitales, kluges, überlegenes Volk zu machen. Wenn Herzog diese affektive Verheißung des Dritten Reichs prägnant herausarbeitet, knüpft sie ausdrücklich an ihr originelles Buch zur nationalsozialistischen Sexualpolitik („Die Politisierung der Lust“, 2005) an. Die Erkenntnis, dass die NS-Eugenik integraler Bestandteil des NS-Rassismus war, dämmerte dem bundesrepublikanischen Bewusstsein erst nach 1980, als endlich auch die diskriminierende Erinnerungs- und Entschädigungspolitik korrigiert wurde.

In den letzten beiden Kapiteln, die sich dem Verlernen der Eugenik in Ost- und Westdeutschland kurz vor und nach der Wiedervereinigung widmen, würdigt Herzog die „radikalen Verfechter der Lust“, die die NS-Eugenik integraler Bestandteil des NS-Rassismus war, dämmerte dem bundesrepublikanischen Bewusstsein erst nach 1980, als endlich auch die diskriminierende Erinnerungs- und Entschädigungspolitik korrigiert wurde.

Wenn Herzog im Nachwort nochmals die Errungenschaften dieser Aktivistinnen und Wissenschaftler für die aufmerksam gewordene Gegenwart rühmt, rundet sich ihre nüchtern-prägnante Diskursgeschichte zu einer moralischen Fortschrittserzählung, die nicht völlig frei von Pathos ist. Wem das zu optimistisch anmutet, der muss sich lediglich an die vorangegangenen Seiten erinnern, auf denen Herzog rekonstruiert hat, wie umstandslos Zivilisation in Barbarei kippt.

MARIANNA LIEDER

## Eros, aber richtig!

Renate Schlesier rückt den Blick auf antike Gelage zurecht

Nimmt man das neue Buch der renommierten Berliner Religionswissenschaftlerin Renate Schlesier zur Hand, sollte man sich vom Eindruck einer gewissen Harmlosigkeit nicht täuschen lassen: Diese „Reflexionen des frühgriechischen Symposions“ sind eine pikante Provokation, viele vermeintliche Gewissheiten werden in ihnen erschüttert.

Das bezieht sich vor allem auf die Teilnehmer dieser Gelage: Die verbreitete Annahme, es handelte sich um vorwiegend männliche Aristokraten, stellt Schlesier unter Verweis auf zahlreiche Bild- und Textquellen, die auf eine stärkere soziale Durchmischung schließen lassen, infrage. Als zentral erachtet Schlesier den Begriff Hetairoi beziehungsweise Hetaira (Gefährte, Gefährtin), den sie weiter und entspannter fasst als sonst üblich.

Zur Ergründung des Phänomens widmet sich Schlesier dem Verhältnis zwischen den Geschlechtern. Schnell wird klar, dass sie von der üblichen Passivitätszuschreibung an Frauen in solchen Kontexten wenig hält. Derlei Befunde beruhen oftmals auf fragwürdigen, weil veralteten und verallgemeinernden Thesen zur „Urform“ des Männerbundes. Frauen erscheinen in dieser Konstruktion gerne als vernachlässigende Größen: Ehefrauen waren tatsächlich nicht zugelassen; und überhaupt hätten Frauen, außer als Dienerrinnen, allenfalls als finanziell unabhängige, gebildete Kurtisanen ihren Randplatz auf einem intellektuell-erotisch aufgeladenen Symposion gefunden. An gewöhnliche Prostituierte, die ihr Geschäft womöglich sogar lustvoll verrichteten, dachte man nicht, und die Rolle der Entertainer sei ausschließlich Männern vorbehalten gewesen.

Aber woher kommen dann die Frauen auf den bildlichen Darstellungen, die weit mehr als Ausnahmeerscheinungen gewesen sein müssen? Schlesier schaut genauer hin und verweist zur Untermauerung ihres Verdachts auf Darstellungen aus der Frühzeit, die entweder zwei Männer oder eine Frau und einen Mann zeigen. Bisweilen sind auch mehrere Paare abgebildet wie auf einem korinthischen Krater aus Etrurien aus dem sechsten Jahrhundert, der „ohne Einschränkung eine kommunikative Gleichartigkeit zwischen Gefährten und Gefährtinnen zur Schau“ stelle. Schlesier denkt das „Ungeheuerliche“

**Renate Schlesier: „Mischungen beim antiken Gelage“. Reflexionen des frühgriechischen Symposions.**  
De Gruyter Verlag, Berlin 2024. 157 S., Abb., geb., 69,95 €.

weiter zu weiblicher Poly- und Homoerotik, welche es nach Ansicht der traditionsprägenden Gelehrten unter Prostituierten vor dem zwanzigsten Jahrhundert nicht gegeben haben soll. Weil nicht sein kann, was nicht sein darf?

Solche puritanischen Thesen finden sich wiederum nicht selten durch Verweise auf Platon oder Xenophon erhärtet, die laut Schlesier viel zu doktrinär verallgemeinert würden. Auch die gängigen Zuschreibungen an die große Lyrikerin Sappho zweifelt Schlesier in diesem Kontext an. So habe Sappho zwar für alles Mögliche – oft fälschlich – Pate gestanden; ihr Einfluss auf Geschichte und Deutung des frühgriechischen Symposions werde jedoch bis heute geleugnet. Schlesier weist diesen Einfluss nach und legt überzeugend dar, wie auch hier männlich-traditionalistische Sicht die Blicke getrübt hat: Ihre Sappho war eine große Entertainerin, von braver Mädchenschule zur Hochzeitsvorbereitung keine Spur.

Schlesiers Fazit lautet, dass alles aus dem erotischen Repertoire des griechischen Symposions, das sich nicht den im Nachhinein als gängig erachteten Normen, mithin „für eine starre Identitätszuschreibung“, vereinnahmen lasse, wegerklärt worden sei. Dagegen hält sie die zumindest künstlerisch-imaginative Darstellung von Hetären als gleichberechtigten Teilnehmerinnen der Gelage. Auf die Vorstellungskraft – der alten Griechen und unsere – kommt es dabei an, und für die muss man kein normatives Muster zum Maßstab nehmen und erst recht keine philosophischen Absolutheitsansprüche. In Schlesiers Deutung erweist sich das Symposion als ein „Laboratorium“, das hinreichend Raum für das Spiel mit mehr oder weniger bewährten Geschlechterrollen bot. Vor allem war die Subjekt-Objekt-Mischung weitaus kreativer angelegt als gedacht, und das Phänomen des Begehrens erfasste alle gleichermaßen in dieser phantastischen Welt der „Mischungen“. MELANIE MÖLLER